

Zeitschrift: Mitteilungsblatt / Keramik-Freunde der Schweiz = Revue des Amis Suisses de la Céramique = Rivista degli Amici Svizzeri della Ceramica
Band: - (1958)
Heft: 43
Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pensée Française präsentiert 150 keramische Arbeiten, die von einer solchen Vielfalt sind, dass man glauben könnte, es handle sich um das Lebenswerk eines Töpfers. Als Picasso vor zehn Jahren zum erstenmal einige Keramiken ausstellte, meinten einige: «Eine Marotte! Einem bizarren Einfall folgend, versucht er sich als Töpfer.» Das war in Vallauris, Südfrankreich, wo dank seiner Anwesenheit binnen weniger Jahre die darniederliegende Töpferei zu neuer Blüte gelangte.

Picasso machte sich so schnell mit der Arbeit an der Drehscheibe, der Kunst des Lasierens und Brennens vertraut, dass die ansässigen Handwerker ihn nicht nur respektierten, sondern auch seine Freunde wurden. Sie sind es bis heute geblieben. Seit Picasso vor etwa zwei Jahren nach Cannes übersiedelte, ist seine Werkstatt in Vallauris geschlossen. «Doch die Keller sind noch gestopft voll mit Leinwänden, Faunen, riesigen aufrechtstehenden Menschengestalten aus Holz, Skulpturen aus Bronze, Holz und Ton, Kupferstichen, Steindruckern, Linoleumschnitten und Keramiken», schreibt Héléne Parmelin in den Ausstellungskatalog.

Auf einer andern Seite sagen zwei seiner jahrelangen Mitarbeiter, S. und G. Ramié: «Am kostbarsten von allen Dingen, die er uns gegeben hat, ist für uns Töpfer die Kraft seines Gedankens: die völlige Freiheit des Ausdrucks und die permanente Forderung nach gründlich durchdachtem Gleichgewicht.»

Wahrscheinlich müsste man selbst Töpfer sein, um das rein handwerkliche Können der Arbeiten, vor allem die verschiedenen Techniken, von denen nur wenige sich wiederholen, zu würdigen. In künstlerischer Beziehung sind die Krüge, Vasen, Teller unterschiedlich. Die stärksten Eindrücke hinterlassen die Arbeiten in Schamotte oder nur einmal gebranntem Ton, wo die oft rauhen Umrisse, die zu vibrieren scheinen, und die wellige Oberfläche die Einmaligkeit und Unmittelbarkeit des schöpferischen Aktes erkennen lassen. Dies gilt auch noch für die mit leichter Hand mit dem Pinsel aufgetragenen Skizzen oder die Bahnen, die Fingernagel oder Griffel der noch weichen Masse vor dem Brand eingegraben haben.

Was über die improvisatorische Geste hinausgeht, kann mitunter als aufgesetzt oder unwesentlich empfunden werden, besonders wenn sich Assoziationen einstellen an Stile vergangener Epochen von 1900 über die Renaissance bis zurück zur Antike. Wenn beispielsweise auf einem grünen Teller in krass naturalistischer Manier eine Zitronenscheibe, eine Gabel und ein Fisch im Relief nachgebildet sind, so wird man das Gefühl nicht los, als habe der Künstler sich lustig machen wollen über jene, die alles als «grosse Kunst» hinnehmen, ganz einfach, weil es von Picasso kommt.

Der Kritiker von «Le Monde», P.-M. Grand, der der Ausstellung einen langen, zum grossen Teil anerkennenden Artikel widmete, formulierte seine Einschränkung wie folgt:

«Es ist nicht gleichgültig, wenn man bei einem Schüler wie Picasso, der eine zehnjährige Lehrzeit durchgemacht hat, feststellt, dass er sich eine Technik zu eigen gemacht hat, wo all sein Können sich als unnützer Schmuck erweist, wenn er wesentlich sein will.» Und er stellt die (berechtigte?) Frage, ob nicht ein der Form nach gut gelungenes Stück das Genie des Malers vergessen macht.

Zu den schönsten Arbeiten gehören die drei Tauben, deren Federkleid die Farbe der Tonerde hat und die nur mit wenigen schwarzen Strichen charakterisiert sind. Sie erscheinen so «lebendig», dass man sie anfassen möchte. Als häufigste Motive findet man den Stier, die Stierkampfarena, den Fisch, die Eule und immer wieder Gesichter. Rein abstrakte Muster sind selten.

(Die Welt, Hamburg, 19. 3. 58)

V. Feuilleton

VOM CHINESISCHEN PORZELLAN

Von Richard Seyffarth, Dresden

Man schrieb das Jahr 1750, und immer noch befand sich Europa im Rausch der Chinoiserien. Diese Traumwelt mit ihren flanierenden und leichtlebigen Chinesen war zur allgemeinen Sehnsucht geworden. Das Porzellan hatte diese Wunschträume gefördert, hatte doch J. Gregor Höroldt, von wahren Tatsachen unbelastet, ein eigenes China geschaffen. Die Menschen lebten noch immer im Glauben, dieses ferne Land sei ein himmlisches Paradies.

Da erschien die Bücherreihe «Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande», verlegt in Leipzig, bey Arkstee und Merkus, dessen sechster Band sich ausschliesslich mit China befasst. Liest man diese Aufzeichnungen heute, so muss man feststellen, dass trotz mancher romantischer Verbrämungen der Wille zu einer sachlichen Berichterstattung vorhanden ist.

Es muss äusserst ernüchternd gewirkt haben, dass im Land der Wunschträume hart gearbeitet wurde und keine Spur von all dem zurückblieb, was die Menschen in Jahrzehnten als wahr hinnahmen. Uns interessiert vor allem, was der ungenannte Verfasser über die Herstellung des chinesischen Porzellans schreibt. Er bezog sein Wissen von den als gute Kenner der chinesischen Keramik bekannten Forschern: Du Halde, Le Comte und dem Jesuitenpater d'Entrecolles. Wir folgen hier seinen Ausführungen:

«Das Porcellan, welches die Engländer China-Waare nennen, hat den ersten Namen bei den Chinesen nicht; sie heissen es Tse-ki. Es ist in diesem Reiche, ausser der gewöhnlichen irdenen Waare so gemein, dass der ordentliche Haushath, als Teller, Schüsseln, Becher, Blumentöpfe, allerley Gefässe zum Zierrathe und Nutzen daraus gemacht werden.

Die Kammern, Cabinetter und selbst die Küchen sind voll davon. Selbst die Maurer brauchen es zu Dächern, und überziehen manchmal marmorne Pfeiler und das Äussere der Gebäude damit.»

Schon aus diesen wenigen Sätzen ersieht man, wie diese auf den damaligen Leser gewirkt haben müssen. Meissen, zwar schon in der Hochblüte seines Schaffens, war doch immer noch der Lieferant weniger Auserwählter.

Wir lesen weiter:

«Das schöne Porcellan, welches angenehm, glänzend weiss und hell himmelblau ist, kömmt alles von King-te-ching, einen Flecken der Provinz Kiang-si, welches die Ehre hat, die ganze Welt mit Porcellan zu versorgen; selbst die Japaner suchen es.»

Da der Jesuit d'Entrecolles eine Kirche zu Kin-te-ching und verschiedene Bekehrte hatte, die Porcellan verfertigten und damit handelten, so erhielt er von ihnen genaue Nachrichten von allem was dazu gehörte.

«Porcellan besteht aus zwei Arten von Erde, Pe-tun-tse und Kau-lin, welche den Fluss herunter in Barken von Kimwen gebracht wird, denn King-te-ching bringt die nöthigen Materialien nicht hervor.

Wie das Porcellan gemacht wird.

In der Gegend von King-te-ching, die am ödesten ist, haben sie einen ummauerten Platz, wo grosse Schuppen gebaut sind, in den häufig irdene Gefässe reihenweise übereinander stehen. Ehe ein Stück Porcellan fertig ist, geht es durch mehr als zwanzig Hände, und mehr als siebzig, ehe es bemalt ist. Feines Porcellan zu machen nimmt man gleichviel, bei mittleren vier Theile Kau-lin und sechs Theile Pe-tun-tse, darauf werfen sie die Mischung in eine Grube, die gepflastert ist, und dann treten sie die Masse, diese Arbeit ist sehr beschwerlich.

Alle glatte Waare wird auf der Scheibe gemacht, wenn ein Theeköppchen von der Scheibe kömmt ist es sehr unvollkommen, der Arbeiter gibt ihm dann die erforderliche Höhen und Weite, und ist sobald fertig als er es in die Hand genommen, denn er bekommt nur drey Deniers für ein Brett voll von 26 Stücken.

Die grossen Stücken Porcellan werden auf zweymal gemacht und werden mit derselben Masse die in Wasser aufgelöst ist, zusammengesetzt (Anmerkung: gemeint ist Schlicker). Eben so bestehen Arbeiten, die geformt werden, und mit Rinnen ausgehöhlt sind, oder Thiere vorstellen, groteske Figuren, Götzenbilder, Brustbilder, welche die Europäer bestellt haben, aus drey oder vier Theile, die zusammengefügt werden. Blumen und Zierrathen, die eingegraben sein scheinen, werden in China mit Siegeln und Formen eingedruckt.

Wie das Porcellan bemalt wird.

Die Mahler sind so arm, als die anderen sind, sie wissen von keinen Regeln das geringste, und machen es meist

nicht besser, als es Europäer machen würden, die diese Handhabung nur etliche Monate getrieben haben.

Indessen haben sie doch eine besondere Art, sowohl Porcellan, als feine Gaze, Fächer und Laternen mit Blumen, Thieren und Landschaften zu mahlen die man mit Rechte bewundert.

Die Mahlerarbeit wird in eben dem Arbeitshause unter verschiedene Hände verteilt. Einer zeichnet nur den ersten Farbzirkel an den Enden des Stückes, ein anderer entwirft die Blumen und der dritte mahlet sie aus. Einer zeichnet Flüsse und Berge, ein anderer Vögel und der dritte vierfüssige Thiere. Die Menschengestalten werden ordentlich am schlechtesten unter allen gemacht.»

Hier folgen nun in langer Reihe die einzelnen Farben, wie sie gemacht und wo sie gefunden werden. Es liegt auf der Hand, dass die Europäer nicht jede Einzelheit erfahren haben. Hier möge nur eine Farbe herausgegriffen werden, das Rot.

«Die rothe Farbe, Yew li hong genannt, wird aus gepülverten rothen Kupfer und dem Pulver eines Steines, der ins Röhliche fällt, verfertigt.

Ein christlicher Arzt versichert den d'Entrecolles, dieser Stein sey eine Art von Alaun und werde in der Arnzey gebraucht. Sie stossen alles in einen Mörser, vermengen es mit Knabenurin und dem Oele Pe yew. Aber aus der Menge der zusammengesetzten Sachen machen sie ein Geheimniss, das der Verfasser nie herausbringen konnte.»

Weiter wird berichtet vom Asurstein, der in Kohlengruben gefunden wird und ein wundervolles Blau ergibt (Kobaltblau). Interessant sei zu erwähnen, dass gerade das Kobalt, welches schon seit Jahrhunderten im Erzgebirge gefunden und verhüttet wurde, seit etwa dem 17. Jahrhundert nach Holland ausgeführt wurde und von dort nach China ging, um in der Porzellan-Industrie verarbeitet zu werden.

Wichtig, was der Verfasser über den Brennvorgang schreibt, denn hier hat er exakt beobachtet, wird doch noch heute in dieser Art das Porzellan gebrannt. Er schreibt:

«In einer Art von Vorhof oder Halle vor dem Ofen, steht ein Haufen irdene Büchsen und Gehäuse, das Porcellan hineinzuthun. Jedes, auch das kleinste hat sein besonderes Behältnis, sowohl mit als auch ohne Deckel (Behältnis = Brennkapseln. D. Verf.).

Innerhalb der Behältnisse streuen sie feinen Sand mit Kau lin gemischt, damit das Porcellan nicht anhängt. Auf diese Behältnis wird ein anderes voll Porcellan gesetzt, so füllen sie den Ofen mit hohen Säulen.

Die Heizung erfolgt durch Holzfeuer, der Brand dauert acht Tage und wenigstens fünf Tage, ehe er erkaltet und das Porcellan ausgenommen werden darf. Wenig Brennen gerathen vollkommen und oft verdirbt alles und Porcellan und Büchsen gehen in ein steinhartes Wesen zusammen.»

Man sieht, dass die Chinesen, trotz jahrhundertelanger Erfahrung, ein kontrolliertes Feuer immer noch nicht konnten, denn das «steinharte Wesen» entsteht ja bekanntlich durch zu hohes Feuer.

In Anbetracht der Leistungen Meissens um diese Zeit kann man ruhig davon sprechen, dass die Manufaktur ihren grössten Konkurrenten bereits überflügelt hat.

Eine Parallele zu Meissen mag noch genannt werden. Der Verfasser spricht von einer Bestellung des Kaisers Kang-hi, der für seine Zierfische überdimensionale Gefässe anforderte. Nach dreijähriger Arbeit — nachdem man 200 Stück angefertigt hatte — war nicht ein einziger im Brande gut geworden. Auch hier ist die Meissner Manufaktur gescheitert, denn die Aufträge Augusts des Starken für Monumentalfiguren sind im Versuch steckengeblieben. Das Material hat seine eigenen Grenzen und Gesetze!

Bereits damals gab es Sammler. Der Verfasser nennt das schönste Porzellan aus der Zeit der Kaiser Chan und Shun.

«Und dafür geben sie die grössten Summen. Die Europäer seien jedoch der Meynung, dass das Porcellan erst durch langes liegen unter der Erde den Wert erhielt, jedoch sey er davon überzeugt, das nur die Farben eine Änderung davon erfahren (d. h. Lüstrieren. D. Verf.).

Bereits damals wurden Formen aus früheren Perioden kopiert, denn der Verfasser nennt den Mandarin von King-te-ching:

«der seinen Gönnern bey Hofe Geschenke mit alten Porcellan machte, welches er, vermöge einer gewissen Kunst, die er besass, selbst verfertigte.

Die Materie zu diesen falschen Antiquen, ist eine gelbe Erde, die unweit von King-te-ching gegraben wird. Die falschen Antiquen sind den wahren so ähnlich, dass sie nicht klingen, wenn man sie schlägt, auch ans Ohr gehalten nicht den geringsten Ton von sich geben.

Ob das Porcellan gleich nicht so durchsichtig ist, als Glas, so ist es auch weniger zerbrechlich. Gut Porcellan hat sowohl, als Glas, einen hellen Klang. Ein Diamant schneidet Glas, so bedienen sie sich auch eines Diamanten, zerbrochen Porcellan wieder zusammen zu setzen. Sie machen damit, wie mit einer Nadel, kleine Löcher hinein, durch welche sie feinen Kupferdraht ziehen, dass es wieder kann gebraucht werden, und der Bruch kaum mehr zu sehen ist. Es giebt Leute, die aus dieser Verrichtung ihr Handwerk machen.»

Dieser Hinweis ist bezeichnend, denn bereits damals wusste man das edle Material zu schätzen, und man unterliess keinen Versuch, zerbrochene Gegenstände zu erhalten.

In Europa dagegen hat es sehr lange gedauert, ehe man erkannte, dass defektes Porzellan restauriert werden kann, denn erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts erfahren wir vom Dasein wirklich erfahrener Restauratoren des Porzellans.

VI. Personalnachrichten

In Basel feierte unser Mitglied *Herr Fritz Klingelfuss* seinen 70. Geburtstag. Redaktion und Vorstand gratulieren diesem rüstigen Siebziger sehr herzlich. Klingelfuss ist ein Kunsthändler, der weit über unser Land hinaus bekannt ist. Als Sohn des seinerzeit berühmtesten Konstrukteurs von Röntgengeräten, arbeitete er vorerst im väterlichen Geschäft. Seine Vertreterbesuche in den in- und ausländischen Städten galten aber auch den Antiquitätengeschäften, und wenn er seine Pflichten und Aufträge erledigt hatte, durchstöberte er die Magazine und Läden nach seltenen Trouvaillen, und damals gab es noch Trouvaillen! Wenn er auch einmal keinen Auftrag nach Hause brachte, sicher fand er ein prächtiges Porzellan. Porzellan? In den vielen Jahren seiner Tätigkeit als Kunsthändler hat er sich vor allem den Fayencen und Porzellanen gewidmet. Wie viele tausend Stücke gingen durch seine Hände? Um die Erfahrungen, die Fritz Klingelfuss im Laufe von mehr als einem halben Jahrhundert gesammelt hat, beneiden ihn Sammler und Fachleute. Jeder Fachmann, auch jeder Kunsthändler, kann sich einmal irren; persönliche Ansichten werden oft erst sehr spät Allgemeingut, dem Jubilaren aber glauben wir seine Grundehrlichkeit, die wir während 30 Jahren Bekanntschaft immer wieder bestätigen konnten. Mögen Fritz Klingelfuss in seinen Louis-XV-Räumen an der Petergasse 26 noch viele Jahre erfolgreichen Schaffens vergönnt sein. SD.

An der 3. Jahresversammlung «Wedgwood International Seminar» im Museum of Fine Arts in Boston haben sich unsere Mitglieder *Mrs. Robert D. Chellis*, *Lloyd E. Hawes* und *Miss Helen Sprackling* besonders ausgezeichnet. Frau Chellis ist chairman und hatte die ganze Organisation dieser Tagung unter sich. Lloyd E. Hawes sprach über die Portlandvase im Museum of Fine Arts in Boston, und Miss Helen Sprackling wählte das Thema: «Wedgwood's Great Table». Wir gratulieren unseren USA-Mitgliedern für ihre rührige Tätigkeit.

Zürich ist durch drei hochmoderne Bauten unserer Mitglieder bereichert worden: Herr Heinrich *Hürlimann-Hofmann*, neues Flaschengeschäft an der Brandschenkestrasse; Herr Hans Ulrich *Bosshard*, neues Fabrikgebäude an der Manessestrasse. Beide Bauten, obwohl ganz modern, fügen sich harmonisch in ihre Umgebung ein. Herr Apotheker *Sammet* hat an der Bahnhofstrasse ein neues, viel bestauntes Haus mit 5 Stöcken und modernster Fassade und Inneneinrichtung erstellt. Wir freuen uns über diese Wegbereiter modernen Baustils.

Im Schweizerischen Landesmuseum hielt am 8. Mai Herr *Dir. Hans Haug* aus Strassburg auf Einladung der Kunsthistoriker-Vereinigung und der Gesellschaft für das Schweizerische Landesmuseum einen Vortrag über «Strassburger Fayencen und ihre Bedeutung für die Schweiz». Die Aus-